

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 31

Sonntag, den 1. August

1915

## Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowksi.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich besaß einen einzigen Bruder. An den erinnerten Sie mich von jeher. Der tat noch viel Schlimmeres als Sie. Und wir waren doch bereit, ihm alles zu vergeben. Er nahm das Opfer nicht an. Er verließ die Braut, weil er sie zu lieb hatte, als daß er noch weiteres Unglück über sie hätte bringen mögen. Er verließ auch die Heimat. Es war ihm heiliger Ernst um seine Buße. Nur starb er wohl zu früh, als daß er sie hätte zu Ende führen können.“

„Nein,“ sagte Biberstein mit harter Entschlossenheit. „Ich bin jetzt genug gequält. Ich will ehrlich in der alten Umgebung ringen.“ — Kohlschmidt hatte genau gewußt, daß sie sich darin nicht verstehen würden. Er brach das Thema ab.

Sie sprachen noch ein wenig über den Rittmeister. Er trieb es ärger denn jemals. Aus Johann Peterlows Munde ging zwar kein Wort darüber, aber die andern Leute waren schließlich keine Steine. Auch hatte Rut nenlich erzählt, daß der Vater getan habe, als erkenne er sie nicht. Das Kind hatte freilich gemeint, er scherze.

So endete dieser Besuch, der leicht und freundlich begonnen, im tiefen Dunkel. Aber etwas verblieb dem Einsamen doch.

Das Kinderbild und die Beilchen, die aus der braunen Steingutlanne frisches Leben tranken.

Und dieses Leben erschien ihm als das Stückchen unvertrautes Gut, an dem er mit ganzer Seele hing. Um seinetwillen erbat er jeden Tag frisches Wasser, und doch, als ihre Zeit gekommen, wurden die Blüten welk und blaß. — Er hatte es nicht länger aufhalten können, denn sie waren der Wurzelsfasern beraubt. Würde er die, welche sie ihm gepfückt, nicht auch schließlich aus dem Heimatboden reißen und sie in den seinen verpflanzen? — Würde sie nicht mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören? Und war er würdig dazu?! Ihr Herz war weich. Er ganz allein hielt ihre Kinderseele in der Hand. Wenn der Rittmeister aus der Welt ging, würde sie nur einen haben, ihn!

Es war ein seltsames Doppelspiel des Schicksals, daß sie beide keine Verwandten besaßen. — Wie hatte doch Kohlschmidt gesagt? „Freiwillig Liebes- aufgeben!“

Er schüttelte den Kopf und schloß die Augen. Es wäre nicht anders gewesen, als wenn jemand, der fliegenden Sand zu tragbarem Ackerland gekräftigt, zurzeit der Ernte die Sichel aus der Hand legt und zu einem andern sagt: „Nun scheide du, Freund. Es sei alles dein!“

„O, Freund Kohlschmidt, deine Füße sind wohl auf Erden, aber dein Kopf steht in blauen Wolken und kann das Natürliche nicht sehen.“

So dachte Biberstein am ersten Tage nach des Försters Besuch. Aber diesem folgten doch unaufhaltsam die emsigen Genossen. Und sämtliche trugen ein anderes Gesicht zur Schau.

Sie stritten mit klingenden Stimmen wider einander.

Eine pfliff wie der Wind, der schauern macht: „Geh' nur zu deinen Leuten zurück. Aber wappne dich mit genügendem Mut. Es wird dich keiner von ihnen allzu hochwachsen lassen. Sie haben den Stab in der Hand, der auf dein Haupt schlägt, wenn du es allzu aufrecht trägt. Und, siehst du, die Scheune kannst du auch nicht aus der Welt schaffen. Sie ist aus Feldstein und schweren eisernen Balken und steht wohl noch hundert Jahre.“

Biberstein trogte der Stimme. Sie machte ihn nur kampflustiger. Der Lebenswille wachte auf, stemmte sich

dagegen und hielt alle Müdigkeit fern. — Es war ja Maienzeit draußen. Der Wunsch zum Gedeihen pulsierte unter Rinden und Ackerkrummen. — Der Tag schuf die Lust. Die Nacht vergoß Freudentränen. — Auf der Gefängnismauer schlug ein Sprosser.

Es kam aber die Zeit, da die Sonne sich müde gelacht hatte und der Sprosser ein anderes Nachtquartier bezog. — Nur der Pfliff des Windes blieb treu!

Biberstein begann sich elend zu fühlen. Er hatte viele Nächte lauschend verbracht. Das rächten die Tage. Alle Kampfeslust war dahin. Er sah überall Wendebühls Hand, die sich nicht von der seinen mochte lassen lassen.

Der Gefängnisarzt wurde zu ihm geschickt. Ein blasser Herr aus einer anderen Provinz. Der verschrieb ihm Eisen und frische Milch. Im übrigen hatte er es eilig mit dem Fortkommen. —



Großherzogin Luise von Baden mit ihrer Tochter, der Königin von Schweden, und ihrem Urenkel Prinz Lennart.

Wollt diesem Traum verschwand auch die Wollenwand um  
förster Stohlschmidts Haupt. Silberstein merkte, daß er sich nur  
weißlichtiger gezeit, als er selbst es begreifen konnte.

Anfang Juli ließ er sich vorführen. Er hatte eine Bitte in  
der Gerichtsschreiberei zu Protokoll zu geben, von welcher der weiß-  
bärtige Sekretär meinte, daß sie ihm zweifellos gewährt würde. —

### 5. Kapitel.

Rittmeister Wendebühl begann den heutigen Tag bereits  
mit der dritten Morgenstunde. Es hielt ihm nicht länger in dem  
dampfigen Schlafzimmer. Er mußte ins Freie. — Die Mütze  
schon auf dem Kopfe stand er noch einen Augenblick vor dem Ka-  
lender und nicht dem dicken roten Strich zu, der diesen Tag be-  
sonders heraus hob.

„Heute hole ich ihn uns wieder. Ganz leicht ist mir dieser  
Entschluß nicht geworden. Aber man sitzt ja doch schon in der  
Einte.“

Er ging in den Stall und sah nach den Pferden. Die Schimmel,  
welche sonst ein paarmal im Jahr die Kalesche gezogen hatten,  
waren dahin. Zwei hochbetimne Füchse, die wohl auch nicht  
ewig leben würden, standen an ihrer Stelle. Er klopfte  
ihnen mit der flachen Hand auf dem Rücken herum, als  
wollte er sie bitten, ihm später die 35 Kilometer bis  
Verrig nicht übel zu nehmen. — Denn mittelst Achse muß-  
ten sie auf jeden Fall zurück-  
gelegt werden. Die Ka-  
lesche wurde heute nicht her-  
ausgeschoben. Sie hinderte  
allzusehr den freien Einblick.  
Wendebühl aber tat nicht  
gern etwas Halbes. — Der  
offene klapperige Landauer  
mußte eben noch mal aus-  
halten. — Durch die zahl-  
reichen Dörfer würden sie  
im Schritt fahren. — Alle  
Leute sollten wissen: „der  
Biberstein sitzt wieder am  
Wendebühls Tisch und ein  
Hundsfoth, wer ihn scheel  
ansieht.“ — Der kleine Um-  
weg über den Damerower  
Gutshof durfte auch nicht  
gecheut werden. — Es galt  
dem Grünschnabel, dem Fre-  
derici, der neulich so recht  
befriedigt gesagt hatte: „nun  
können wir ihn wenigstens  
beide nicht mehr gebrauchen,  
ein Licht aufzusetzen.“

Rittmeister Wendebühl  
war in diesem Augenblicke  
vollkommen überzeugt, daß  
er mit dem allen ein schweres  
Opfer brachte. Nun die  
wirtschaftliche Not der letzten  
Wochen zu Ende ging, wurde er gefühllos dagegen. Er hatte die  
zahlreichen in dieser Zeit eingelaufenen Rechnungen sowie die  
Verkaufsvorschläge gewiegter Unterhändler zusammen in einer  
geräumigen Zigarrenkiste aufbewahrt. Diese stand bereits im  
Turmzimmer auf Silbersteins altem Schreibtisch. Damit glaubte  
er aber genug getan zu haben. An der Frühjahrseinstellung mochte  
freilich inzwischen mehr gesündigt worden sein, als sich wieder gut-  
machen ließ, die Rutenen wußten nichts von Egge und Sämaschne.  
Der einzige, der das Zeug hatte, mit ihnen fertig zu werden —  
nämlich Karl Rodemann — hatte erst vor kurzem eine Art Typhus  
überstanden. Seit vierzehn Tagen war er wieder eingetreten.  
Er war zum Aufseher emporgestiegen und hatte nach der Hochzeit  
einen leerstehenden Kotten bezogen, der sonst zwei Familien  
Wohnung zu geben hatte. Es war gewiß purer Neid von den  
andern, wenn sie hinter seinem Rücken behaupteten, daß es  
seit der Krankheit „nicht mehr so ganz richtig“ mit ihm sei. —  
Herrgott, der Mann machte sich Sorgen! Soll einer in seiner  
Lage vielleicht noch weiter den Dubelsack spielen, nachdem ihm  
innerhalb acht Wochen Ruh und Schwein freierien?! Es war  
ein Glück, daß er wenigstens nicht zu verwerflichen Mitteln  
griff. — Rittmeister Wendebühl loderte plötzlich den Kragen  
seiner Joppe, trotzdem derselbe ohnehin schon lose genug  
sah. Seines Lebens Jammer beengte ihn. Er gab keine  
Belohnisse vor sich ab. — Aber wenn der Biberstein erst  
wieder da wäre und die Karre im Laufwerk, wüßte er es noch  
einmal mit sich versuchen.



Verschossene Häuser am Markt in Péronne,  
vorn das Denkmal der heldenmütigen Jungfrau von Péronne.

Diesmal ließ Wendebühl den Wagen nicht abseits halten.  
Er fuhr hart vor das Verriger Landgericht. Zu beiden kümmer-  
lichen Tannen war die Maifreude erst spät gekommen. Das kelle  
Lachen des frischen Triebes hatte sich noch nicht verloren. —  
Wendebühl war stolz auf seine Pünktlichkeit. Soeben schlug eine  
Uhr zehnmal. Er stieg hastig aus und sprach einen Mann an,  
der gleich ihm dem Eingang zustrebte.

„Sind Sie vielleicht der Gesängniswärter?“  
„Nein. Das ist mein Kollege. Gerade gegenüber wohnt er.“  
Und er deutete zum Ueberflus mit dem Daumen geradeaus.  
„Ich wollte Herrn von Biberstein abholen,“ sagte Wende-  
bühl, als er endlich den Zuständigen gefunden. Der Gesichts-  
ausdruck des Angesprochenen erschieden in diesem Augenblicke nicht  
sonderlich klug.

„Ich bin Rittmeister Wendebühl ‘auf Stechow,‘ erklärte er  
darauf in unanstem Ton. Das stumme Anstarren verdroß ihn,  
aber es hörte auch jetzt nicht auf.

„Am 8. Juli um zehn Uhr vormittags — also jetzt auf der  
Stelle — muß er doch ent-  
lassen werden. Wollen Sie  
sich gefälligst darum be-  
mühen. Ich habe nicht sehr  
lange Zeit.“

Da hatte sich der andere  
glücklich zurechtgefunden.  
„Ach — der —“ machte  
er in erwachendem Ver-  
ständnis, „Nummer 13 —  
der ist schon ein paar Tage  
‘raus. Er hat eine Eingabe  
an den König gemacht.  
Wissen Sie, es paßte sonst  
nicht mit seinem Schiff —“

Wendebühl stotterte etwas.  
„Sein Schiff?! Was für  
ein Schiff? Mann, Sie sind  
wohl nicht ganz klar.“ Die  
Würde des kleinen Beamten  
kam zum Durchbruch.

„Nun, ich hab' nicht so  
lange Zeit. Ade!“  
Wendebühl ließ ihn gehen.  
Seine Hände hätten auch  
gar nicht die Kraft gehabt,  
ihn daran zu hindern. —  
Ein Weilschen stand er starr  
auf demselben Fleck. Dann  
stolperte er zurück, an den  
Tannen vorbei, durch den  
Haupteingang, in das stei-  
nerne Gebäude hinein. Ein  
Bote wies ihn zurecht. —  
Er wußte nicht, zu wem.  
Er wußte nur, daß er sich  
seines Herzens Angst her-  
runterreden mußte.

Der, bei dem er Auf-  
klärung suchte, war nicht  
mehr ganz jung. Er hatte daher schon die seine Arznei bei der  
Hand, einen Kranken ruhig von seinen Sorgen erzählen zu lassen.  
„Ja,“ sagte er endlich, „es hat uns alle überrascht, Herr  
Rittmeister. Schließlich ist es doch aber verständlich. Einen  
Menschen mit altem Namen aus guter Familie trifft das doppelt  
hart. Ich wenigstens kann begreifen, daß er nicht weit genug  
fort kann. Und sein stummes Fortstehen, das Sie ihm zum  
Vorwurf machen? Je nun, was soll man dazu sagen. Die Menschen  
reden nun doch mal alle mehr, als es unumgänglich notwendig  
wäre. Jetzt hatte er es nur mit sich allein zu tun. Ich habe mich  
daher auch jedes Ratichlages enthalten. Nur „gute Reise“ habe  
ich ihm gewünscht und „glückliche Heimkehr.“

„Wo hin ging er?“ fragte Wendebühl mühsam.  
„Das wußte er selbst noch nicht. Nur fort. Zuerst jedenfalls  
nach Hamburg. Dann weiter bis nach Newyork. Sein Schiff,  
es heißt Präsident Lincoln, geht, wenn ich nicht irre, heute mittag  
um 12 Uhr in See. Vorher wollte er noch mancherlei ordnen.  
Er hat das in seinem Immediatgesuch glaubhaft dargetan.“

Nun fuhr Wendebühl wieder heimwärts. Vor dem Stolzen-  
berger Krüge ließ er halten. Er konnte sich seinen Leuten un-  
möglich so fassungslos zeigen. —  
„Herr Rittmeister, die Füchse sind etwas warm,“ sagte der  
Alte vom Bod herab warnend. Wendebühl nahm keine Notiz  
davon. Ja, er befahl nicht einmal, wie es doch eines guten Herrn

Er sah aber geradeaus auf den weißgeschuerten Schenttsch, wie das Sonnenlicht in die glatte Arret tauchte und Goldtöne heraufstanzte ließ. — Nur vergesse, daß ihm das Schicksal den starken Menschen genommen hatte, seinen letzten Halt! — Es war ja alles Blödsinn mit dem Dpferbringen und was er sich sonst vorredet. Er war's doch, der das Dpfer wieder hatte heranschleppen wollen, — festhalten — ausfangen.

Aber jeder will doch leben.  
Er sah stumpf hinter dem Tisch und ließ sich bedienen. — Die Wirtin stellte nach einer Stunde fest, daß der Herr Rittmeister vollständig „voll“ war.

Es ging nicht anders. Der Alte mußte — fünf Stunden später — in Stechow vom Boß herunter, denn sein Herr rührte sich nicht und machte keine Anstalt, aus dem Wagen zu steigen. Er schlief ganz fest. Den jungen Leutnant von damals hatte er mit Leichtigkeit auf den Rücken genommen. Den Rittmeister von heute trug er nicht. Johann Peterkow war auch nicht zur Hand. Er sammelte im Park das Ungeziefer von den Hochstämmen der Rosen herunter. — Da mußte denn Karl Rodemann, der sich trotz des Feierabends noch auf dem Gutshof aufhielt, mit zuspringen. Sie legten ihn auf das Bett und der Alte wollte sich gerade — wie er von seiner Mutter gelernt — an die Stiefel machen; aber Rodemann wollte zuvor die seltsame Geschichte von dem Schiff hören. — Nachher, als er zum zweitenmal darangehen wollte, und sich zu diesem Zweck bereits die Handsflächen besuchte, kam die kleine Rut in das Zimmer gestürzt. — So behielt der Stechower Herr heute die schweren Stiefel an den Füßen. —

Rut hatte ausnahmsweise die Erlaubnis erhalten, an diesem Mittwoch nach Stechow zu wandern, um Onkel Viberstein einen Willkommengruß zu bringen. Nachdem sie nun einmal den Tag seiner Heimkehr erfahren, wäre es lieblos gewesen, ihre Sehnsucht noch länger im Zaume zu halten. Sie hatte die Augen weit geöffnet und die Arme, die goldenen Ginsten und blaue Kornblumen umklammerten, fest an den Körper gepreßt. — Nun sah sie von einem zum andern und lief schließlich zu Karl Rodemann, als ob sie bei ihm Schutz suchte. — Sie fragte kein Wort. Allzuviel stürmte auf sie ein. — Von dem schlafenden Vater hielt sie eine unerklärliche Scheu zurück. Sein rotes, gedunsenes Gesicht erschien ihr fremd. Ein Ahnen ging ihr auf, daß ein Feind auf der Lauer liege, und damit eine wehe, heiße Kinderangst. Wo blieb er, der sie allein schützen konnte? Blöcklich warf sie sich auf die abgetretenen, fiedigen Dielen und umklammerte mit beiden Händen Karl Rodemanns Knie. Nach allen Seiten flogen die Blumen umher. Der hob das zitternde Kind auf und trug es zu seiner Frau, die mit der kleinen Rut immer herzlich vertraut gewesen.

Am nächsten Morgen, als Wendebühl langsam begann, aus dem zerbrochenen „gestern“ ein erträgliches „heute“ zu flieden, brachte Johann Peterkow einen Brief herein. Er trug Vibersteins Handschrift und war in Hamburg zur Post gegeben. Wendebühl hatte nicht mehr auf ihn gerechnet. Das Gefühl, in einen Abgrund zu fahren und mit zerbrochenen Gliedern darin hilflos zu verharren, beschlich ihn ein zweites Mal. Nur weil der Eigennutz allmählich eine zornige Aufwallung in ihm geschaffen, überwand er es schneller als gestern. Mit einem seltsamen Gemisch von Schwachheit und Verlangen, Zorn und Sehnsucht, riß er endlich den Umschlag herunter und las die engbedruckten Seiten.

Lieber, werter Herr Rittmeister!  
Sie werden es über sich gewonnen haben, selbst nach Verrücktheit zu kommen, und nun war ich nicht mehr da. Ohne Ihnen vorher ein Wort zu sagen, habe ich mir eine andere Heimat ausersehen. Wenn man das so lahl hört, muß es wie Undankbarkeit und Un-

abhängigkeit anmuten. Und doch mag ich, weil ich Ihnen dankbar bin, keinen alten Platz konnte ich nach allem, was vorzugehen ist, nicht mehr ausfüllen. Mir ist etwas in den dunklen vier Wänden verloren gegangen, das mir bringend notwendig gewesen. Nun bin ich auf der Suche, um es wieder zu finden. Wer weiß, wo ich es mir holen werde. Ich habe noch keine bestimmten Pläne festgelegt. Daß ich in Neuport bleibe, glaube ich kaum. Die amerikanische Großstadt hat genug „dutschman“ als Straßenteufel.

Vielleicht kaufe ich mir — möglichst tief im Land — eine Farm. Daß ich mein Leben darauf beschleße, kann ich mir nicht denken. Es gibt eins in der alten Heimat, das mich unwiderstehlich zurücktreiben wird: Ihr Kind, Herr Rittmeister. Und weil dies auch eine Art Abschied zwischen uns sein soll, muß ich noch ein paar Worte über Ihre Rut sagen. Es ist mir, als könnte ich niemals meinen Anspruch auf ihre Liebe aufgeben. — Wo aber Ansprüche wachsen, muß auch eine Pflicht bestehen. — Und diese Pflicht habe ich heute ausgeübt. Sie wird Ihnen erst später offenbar werden. Dann soll sie weder überraschend noch erdrückend auf Sie oder Rut wirken. Das Kind soll durch sie frei werden, sobald sich — nach menschlicher Berechnung — der Wunsch nach Betätigung dieser Freiheit in ihr regt. Sie aber sollen der schwersten Zukunftsjorge damit überhoben sein.

Ihr Friedrich Wilhelm von Viberstein.

Wendebühl schüttelte den schmerzenden Kopf, als er zu Ende gelesen. Da gab ihm der junge Mensch wiederum ein Rätsel auf. Er war heute gar nicht auf das Klären verfaßt. Unschlüssig wog er die Zeilen in der Hand. Es war sonst nicht seine Art, beschriebenes Papier aufzuheben. Aber dieses hier sprach noch zu einer zweiten Person, zu seinem Kinde. Jetzt hätte Rut das alles nicht verstanden. Und wer konnte wissen, ob er ihre Reise erlebte. Da war es wohl am besten, er legte den Brief zu ihrer Mutter Bild, das er jahrelang nicht aus dem Dunkel gehoben hatte, weil er sich vor ihm schämte.

Es troch durch sein Herz wie eine Schlange, die längst ihr Gift verspricht, — mit gärendem Wunsch, daß er noch einmal mutig und rein genug würde, um seine Augen darauf zu senken. Nicht heute und morgen — nur noch überhaupt einmal. Jetzt hätte ihm sein Publikumskonten gebracht. — Das junge, vertrauende Gesicht, das längst die Würmer gefressen, die weichen Arme, die ihm das Kind — die kleine Rut — entgegenhielten.

„So gebe ich's dir, so rein, so fledenlos, so verlange ich es auch einst von dir zurück.“  
Er schloß einen Kasten auf und schob Vibersteins Zeilen hastig hinein. Seine Hand bebte dabei. Es kam ihm wie eine Erlösung, daß jemand Einlaß begehrte.

Karl Rodemann drehte auf der Schwelle verlegen die Mäße zwischen den Fingern. Rittmeister Wendebühl stieg zu dem Alltags herab und wappnete sich mit Härte. Er glaubte genau zu wissen, was der junge Mensch wollte.

„Den Weg hättest du dir sparen können, Rodemann. Vorschuh gebe ich nicht. Wenn ein Kind da ist, kann sich die Kieze jeden Tag einen Liter Milch aus dem Herrenstall holen.“

„Herr Rittmeister, ich komme nicht um den Vorschuh.“  
„Warum denn sonst wohl?“  
Hinter der kantigen Stirn formte sich der zähe Wille zu armseligen Worten.

„Vater war Hofmeister, Großvater hat was Eigenes gehabt — ich möchte nun wohl Inspektor werden.“

„Mensch, bei dir ist's wirklich nicht ganz klar.“  
Der Wille ließ sich nicht tottreten.

„Ich habe Lust und Liebe dazu, Herr Rittmeister! Ich kenn' die liederlichsten Stellen auf unserm Feld, ich will nicht faulenzgen Mitadern will ich am Tag, und des Nachts aufpassen, daß sie nicht alles fortzuschleppen. Versuchen Sie's mit mir, Herr Rittmeister. Meine Hand soll vertrocknen, wenn sie sich an Ihrem Gut verunreinigt. Und die Kieze wird's Kochen für den Herren



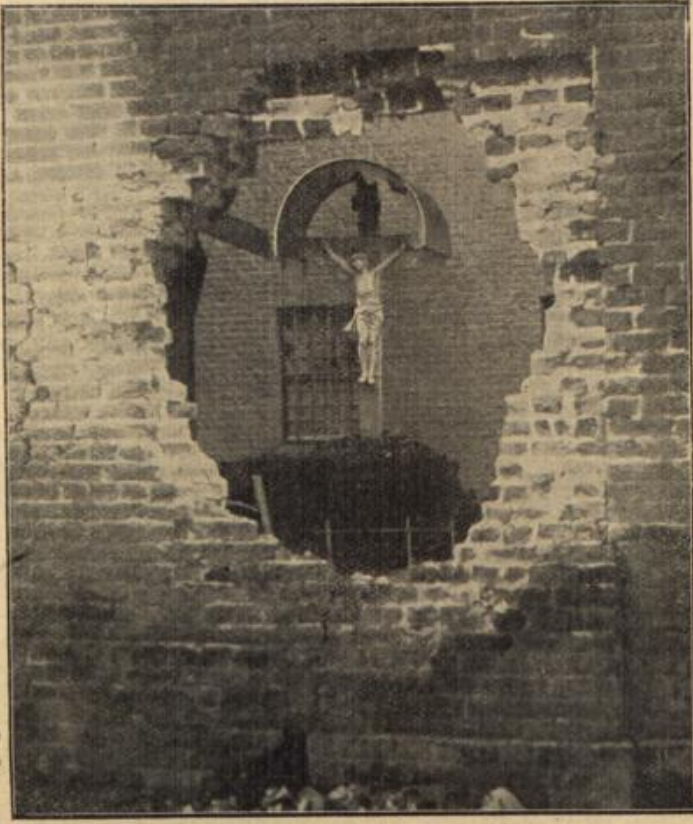
Ein von den Deutschen besetztes Dorf bei Arras, in welchem sich die deutschen Schützengräben durch alle Gassen ziehen.

Stand da wirklich ein Mensch vor ihm, der ihm helfen wollte? Nur nicht wieder eine Enttäuschung, ein Irrlaufen. Er sah den andern an, als wenn er auf dem Grunde seiner Seele nach den Perlen spähen wollte, die einen Augenblick ihr Schimmern gezeigt. Er gewahrte sie nicht. Aber er sah in den hartblauen Augen Tränen stehen. Da reichte er ihm die Hand entgegen.

Karl Rodemann neigte sich lütflich darüber und preßte die Lippen darauf. Damit war der neue Kontrakt zwischen ihnen zustande gekommen.

6. Kapitel.

Auf der grünlichen Flut des bekannten Seewegs, der von Hamburg nach Newyork führt, lief in schillerndem Panzerkleid ein stattliches Schiff, der Schraubendampfer „Präsident Lincoln“, der über Cherbourg und Plymouth ans Ziel ging. Die Reisenden der zweiten Kajüte standen auf dem hölzernen Garten ihres schwimmenden Wohnhauses in kleinen Gruppen beisammen und stellten fest, wie jedem einzelnen das Essen gemundet hatte. Nur einer hielt sich allein. Er hatte es bisher ängstlich vermieden, Bekannte zu werben. Es war Viberstein. Er sah über das abwechslungsreiche Leben hier beständig in die Zukunft. Zuweilen störte ihn sogar die laute Vergnügungssucht der Mitreisenden. Der stumme Gast, mit dem er beständig in verweifeltem Ringen lag, konnte den Ton der Freude nicht ertragen. Da kam ihm — geradewegs aus dem lachenden surrenden Menschenschwarm — ein Kampfgenosse zu Hilfe. Ein Hächerschlag traf seine Schulter. Neben ihm tauchte die Gestalt von Mrs. Burdharth auf, neben welcher er die Ehre hatte, seine Mahlzeiten einzunehmen. Sie steckte in einem suffreien Kleid aus weißem englischem Leder, und trug ihre vierzig Jahre mit jugendlicher Leichtigkeit. Ob der worttarge, muskulöse Mann, der während der Tafel zu ihrer Linken saß, im Eheverhältnis mit ihr stand, wußte Viberstein nicht.



Seltame Wirkung einer deutschen Granate.

Jedenfalls hielten sie sich auch außerhalb des Essens zusammen. „Sie sollten nicht so lange ohne Schirmmütze in der Sonne herumstehen,“ redete sie Viberstein in fließendem Deutsch an. Mit einem Nuck fuhr er zu ihr herum. Er hatte sie bisher nur das eigenartige Englisch einer halbgebildeten Amerikanerin sprechen hören. Sie weidete sich an seinem Erstaunen.

„Ja, ja, mein Herr, ich bin eine waschechte Deutsche. Sie hätten mich wirklich nicht so ganz links liegen lassen sollen. Ich habe wohl ganz dasselbe durchgemacht, wie Sie jetzt, als ich nämlich zum erstenmal von Berlin nach Newyork reiste. Sie reckte sich auf die Fußspitzen. „Ich war damals für Mr. Blants Zirkus engagiert. Meine hohe Schule war nämlich berühmt.“

Sie war vertraulich nähergekommen. Viberstein stand Schulter an Schulter mit ihr, ohne daß es ihm unangenehm war. Er suchte eine artige Frage zusammen.

„Ach — und da sind Sie dann natürlich sofort drüber geblieben.“ Sie lachte ein wenig.

„So ganz einfach war das nun eigentlich nicht. Aber schließlich jawohl.“

An dem denkwürdigen Abend, als Mr. Burdharth vier Ladies und drei Zentner Eisen so leicht auf dem Kopfe balanziert hat, wie ich meine Mütze, entschloß ich mich, seine Frau zu werden. So ist der Herr zu Ihrer Linken also Ihr Gatte?“

Ein stolzes Nicken gab die Bejahung.

„O, wissen Sie, die amerikanischen Männer sind engelgut. Von denen könnt Ihr lernen. Alle zwei Jahre fährt er mit mir in meine Heimat, trotzdem das eine gräßliche Zeit für ihn ist. Er kann die Berliner nicht ausstehen. Ich habe aber in der Klau-nynstraße noch eine Schwefelker. Sie sollten sehen, wie sich dat

„Allright,“ sagte er, ohne den Hut zu lüften oder sich zu verneigen mit einem schnellen Blick auf Viberstein und setzte dann für diesen in langsamer Entschuldigung hinzu:

„Sie ist etwas sehr lebhaft. Willst du mit uns sein?“

Viberstein wollte sich gerade über die schnelle Vertraulichkeit, die im Widerspruch zu der steifen, würdevollen Haltung stand, wundern, aber Mrs. Kelly Burdharth klärte ihn bereits darüber auf.

„Das „you und du“ hält er nicht auseinander, wissen Sie. Ihm ist vor zehn Jahren die eiserne Balanzierstange auf den Kopf gefallen. Seitdem hat er das. Kommen Sie ruhig mit uns. Sie müssen sich rausreißen, lieber Herr. Sonst machen Sie drüber kein Money.“

Viberstein ließ sich wirklich bei ihnen nieder und brachte es fertig, den stummen Gast für ein paar Stunden abzuschütteln. Aus dem kurzen Beisammensein dieses ersten Tages entwickelten sich regelmäßig Zusammentünfte von zunehmender Dauer. Die Deutsch-Amerikanerin zeigte sich absolut nicht neugierig. Sie wartete ab, was Viberstein aus seinem bisherigen Leben enthüllen wollte und gab ihm Ratschläge, ohne daß er darum bat. Wenn er auch mit dem Geschehnis seines Lebens zurüchheit, so enthüllte er doch mancherlei über seine Verhältnisse und Wünsche.

„In der Stadt ist das nichts für Sie,“ meinte sie eines Tages, „was käme da auch Großes in Frage? Im günstigsten Fall die Bar oder das Chape. Dann hat's aber geschnappt. Sie müßten auf's Land 'raus.“

„Das möchte ich auch am liebsten,“ sagte Viberstein, „mir erst die Bäume schlagen, aus denen ich mein Haus baue. In dem wildesten Westen.“ Diese Neußerung ließ die unverfälschte Berlinerin in ihr heftig zum Durchbruch gelangen.

„Quatsch,“ sagte sie so lakonisch. „Dat lesen Sie so in Deutschland. Da lassen Sie sich man gefälligt andere die Finger verbrennen. Ich wüßte schon was Passendes für Sie in Preston Ohio. Henry, your Brothers farm, hm?“

„O yes...“

„Ich glaube, die 160 Acker würden gerade für Sie passen,“ fuhr sie eifrig fort. „Unser Bruder hat genug „money“ geschafft und möchte in die Stadt. Ein sicherer Käufer wächst hier nicht so leicht, wie die Schweine draußen.“

„Mei Bruther ist serr für Spaß,“ warf Henry Burdharth dazwischen und machte ein Gesicht dazu, mit dem er ihm ruhig die letzte Ehre hätte antun können.

„Mein Mann hat ganz recht. Sie sollten nur sehen, wie lustig es bei denen zugeht. Wir lachen uns halb krank, wenn so einer von Germany 'rüberkommt und denkt, die Affen besorgen vielleicht aus Gefälligkeit alle Jahre 'mal die Postbestellung. — Da ist nämlich für alles gesorgt. Sogar Telephon im Haus. Aber Sie werden das wohl nicht übernehmen können.“

Viberstein dachte, daß sie es des Geldes wegen meinte und machte ihr eine Andeutung, die sie darüber hätte beruhigen müssen.

Sie hob beschwichtigend die ringgeschmückten Hände.

„Darum nicht. Ich dachte mir gleich, daß Sie keiner von denen sind, die nacktend 'rübergehen. Aber wenn einer farmen will, muß er vor allen Dingen eine Frau haben. Wollen Sie ernstlich, ist die bald zu haben. Es gibt eine Menge netter Greenhorns bei uns.“

Viberstein horchte auf.

„Ich würde niemals eine andere Frau als eine Deutsche heiraten.“

„Eben,“ nickte sie, „das sind ja die Mädchen, die aus Deutschland gekommen sind. Ich habe nun schon zwei Jahre ein properes Ding im Haus. Kommen Sie vom Schiff zu uns. Wir machen die Geschichte allright und in der nächsten Woche — oder doch, sobald ich ein anderes Greenhorn an ihrer Stelle habe — fahre ich Sie mit ihr nach Prestow Ohio.“ (Fortsetzung folgt.)

**Tobias Engelbert Kümmerlich.**  
 ein unerschütterliches Mitglied.  
 Von Hermann Wagner.

Wer kennt ihn nicht — ihn, den Tobias Engelbert Kümmerlich aus Zufahrtshausen?  
 Alle erinnern sich seiner, der sogleich bei Kriegsbeginn sein hageres Leisetretergeſicht in überaus ernſte Falten legte, einen anſlagenden Blick zum Himmel ſchickte und mit den mageren Schultern auf eine Weiſe juckte, die zu ſagen ſchien: ich waſche meine Hände in Unſchuld!  
 Und der, wenn ihn etwa jemand fragte: „Was haben Sie, Herr Kümmerlich? Machen Sie ſich Sorgen?“ mit tragischer Miene zur Antwort gab: „Ich? O, ich habe gar nichts. Nein, gar nichts habe ich. Aber ich ſage nur ſo viel . . .“  
 Was er ſagte, wurde dann freilich niemand klar, denn er ſagte ja im Grunde gar nichts, weil Leute ſeines Schlagens nie etwas ſagen, ſondern immer nur vieles andeuten und deſhalb nie faßbar ſind.  
 „Wollen Sie damit ausdrücken, Herr Kümmerlich daſ . . .?“  
 Eine lebhaft proteſtierende Handbewegung war die Antwort. „Ausdrücken? Nichts will ich ausdrücken! Keine Silbe! Ich werde mich hüten. Aber . . .“  
 Und der Neſt war wieder eine Geſte, die nichts ſagte, dafür aber unendlich viel andeutete.

„Hier kann man nicht bleiben.“  
 Hier war wieder keine andere Achselkanten die Hauptſache, pflegte, wenn man Deutlichkeit von ihm verlangte.  
 Ihr Löbſel, dachte er bei ſich, wißt ihr nicht, daſ ſich ein jeder ſelbſt der Nächſte iſt? Vaterland hin, Vaterland her; ich bleibe ich!  
 Und innerlich lachend begab er ſich auf ſeine Kammer, trennte die Matrake auf, entnahm ihr den Strumpf und zählte nach, ob von den goldenen Füchſen auch keiner ſelbe.  
 Daſ Klingeln des Goldes war lieblichſte Muſik für ſein Ohr. — Hörte er es, daſ irgendwo in der Ferne Kanonen donnerten, daſ Sterbende und Verwundete wimmerten, daſ Siegesjubiläum die Luft durchbrauſte?  
 Er hörte es nicht.  
 Er zählte.

Tobias Engelbert Kümmerlich iſt habſüchtig und geizig, daſ hindert ihn indessen nicht, ſeinen Körper in der gewohnten Weiſe zu häſcheln und zu pflegen.  
 Was ſcheren ihn die Nahrungsmittelforgen, die daſ Reich hat, da er je ſelbſt ſo vorſichtig war, gleich zu Beginn des Krieges ſo zu verproviantieren, als gelte es, eine Familie von zehn Köpfen zu ernähren?

Tobias Engelbert Kümmerlich hat reichlich von allem: Mehl, Reis, Fleiſch, Fett, Kaffee und Obſt!  
 Er frühſtückt gut, er iſt pom-pöſ zu Mittag, und er hungert keineswegs am Abend.  
 Inzwiſchen geht er fleißig in ſein Stammwirthſhaus zum gewohnten Schoppen mit Stat.  
 Liebesgaben?  
 Er bedauert, er hat ja niemanden im Felde.  
 Kotes Kreuz?  
 Ach, man wird ja ohnedies ſo fürchtbar beläſtigt!  
 Eine Spende für notleidende Hinterbliebene?  
 Für die Hinterbliebenen ſorgt ja, Gott ſei Dank der Staat!  
 Tobias Engelbert Kümmerlich miſcht voll unerschütterlichen Gleichmuths die Karten, teilt aus und ſagt triumphierend an:  
 „Grand mit Bieren!“



Der von den Ruſſen zerſtörte Lemberger Bahnhof.

Denn Herr Tobias Engelbert Kümmerlich war ein Mann, der ſich kein X für ein U machen ließ, ein Wiſſender, der alle geheimen Fäden kannte, ein Ahnungsvoller, der mit klaren Augen in die ferne Zukunft ſah.  
 Und der dann, was ſich immer ereignet haben mochte, augenzwinkernd und hämiſch lächelnd feſtzuſtellen pflegte: „Se — habe ich daſ nicht gleich geſagt?!“

Es wird kaum jemand geben, der daran zweifelt, daſ Tobias Engelbert Kümmerlich Geld hat.  
 Nicht übermäßig viel, aber doch genug, um von den Zinſen in Zufahrtshausen, ohne arbeiten zu müſſen, bequem leben zu können.  
 Was tat der Herr Tobias Engelbert Kümmerlich mit ſeinem Gelde, als ſich die erſten kriegeriſchen Verwicklungen zeigten?  
 Er hob es ſogleich von der Sparlaſſe ab, wechſelte es auf ſehr geſchickte Weiſe in Gold um, ſteckte dieſes in einen Strumpf und nähte ihn in ſeine Bettmatrake ein, um allnächtlich auf ihn zu ſchlafen.  
 Ein Gefühl unendlicher Sicherheit bemächtigte ſich ſeiner, als er dann vernahm, wie allmählich alles Gold im Verkehr rar wurde, und daſ Lächeln einer beträchtlich ordinären Schadenfreude trat immer auf ſeine ſchmalen Lippen, wenn er Leute ſah, die ihr Gold zur Bank ſchafften.  
 „Was lächeln Sie, Herr Kümmerlich? Halten Sie es nicht für die Pflicht eines jeden anſtändigen Menſchen, jezt mit ſeinem Golde herauszurücken?“  
 „Ja. Gewiß. Aber . . .“

auch daſ Recht mitzureden, dreinzureden, zu kritiſieren?  
 Tobias Engelbert Kümmerlich macht von dieſem Recht Gebrauch.  
 Siege?  
 Tobias Engelbert Kümmerlich zieht in vielſagender Weiſe die Schultern hoch, ſetzt eine Miene bekümmerten Zweifels auf und lächelt.  
 Dieſes Lächeln!  
 Es ſagt nicht nein, aber es ſagt noch viel weniger ja. Es ſagt: Gewiß doch! Warum nicht? Zugegeben. Aber . . .  
 Auf dieſem Aber liegt der Ton. Der Ton einer Niedertracht, die nicht faßbar iſt. Der Ton der Feigheit, die dumpf fühlt, daſ in i jeder Zeit kein Platz für ſie da iſt, und die deſhalb nur ſichelt, da ſie nicht ſtechen kann.  
 Immerhin findet auch dieſes Stacheln zuweilen jene Würdigung, die es verdient.  
 „Sie,“ ſchreit etwa irgendein unbeherrſchter Zuhörer den aalglatten Tobias Engelbert Kümmerlich an, „wiſſen Sie auch, was Sie ſind?“  
 „? ! ?“  
 „Ein Schleicher ſind Sie! Ein feiger Spießer! Ein Heuchler!“  
 „? ! ?“  
 „Zawohl, ein infamer Schuſt!“  
 Oder es kann vorkommen, daſ ein zweiter Wildgewordener auffpringt, dem ſehr blaſsgewordenen Tobias Engelbert Kümmerlich eine kräftige Maulſchelle herunterhaut und ohne weitere Begründung ſagt: „So, da haben Sie! Jezt gehen Sie und verklagen mich!“

Wer kennt ihn nicht — ihn, den Tobias Engelbert Kämmerlich aus Zufahrtshausen?

Es kennt ihn wohl ein jeder von uns. Und es gibt sicher nur wenige, die nicht schon die Lust verspürt haben, ihm jene Ohrfeige zu verabreichen, die in so manchen Momenten der Beklemmung die wirksamste Befreiung ist.

Gott sei Dank aber ist Tobias Engelbert Kämmerlich bei uns nur eine vereinzelte Erscheinung. Man sieht ihn da, und man sieht ihn dort, doch er hebt sich, wo immer man ihn sehen mag, von der Allgemeinheit kräftig ab, fordert zum Widerspruch heraus und wirkt auf diese indirekte Weise also sogar nützlich.

Er ist bei uns geradezu ein Original, wenn auch kein schönes. Geben wir seinem Bilde, das wir im Karitätentabinett aufhängen wollen, die Unterschrift: Ein wunderlicher Deutscher aus dem großen Kriege 1914/15!

## Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Rost.

(Nachdruck verboten.)

Die Fahrt mit der Tauernbahn soll sehr schön sein. Da aber in Salzburg, seinem Rufe getreu, der Regen wie unaufhörliche Bindsäden vom Himmel herabhing, mußte das Auge mit den jeweils sichtbaren Bahnstationen, und das Ohr mit den guten Witzen und faulen Späßen unserer Reisegefellenschaft vorlieb nehmen. Da wir fast lauter Bekannte waren, entwickelte sich bald die angeregteste Unterhaltung. Einer stieg mit seiner gehobenen Stimmung immer weiter in die Höhe und wäre wohl mit seinem Idealismus von der Enge des Bahnkuppees aus in die höchsten Regionen menschlicher Verzückung hinaufgeraten, wenn nicht rechtzeitig ein Pfälzer Professor mit seinem trockenen Witz ihn plötzlich mit den Worten ernüchert hätte: Nuzuscht bleib hunne! Freilich sollte dies im Laufe unserer Reise noch ein humorvolles Nachspiel haben, denn der aus den Wolken herabgeholte andere frischige Pfälzer sann auf Rache, die sich ihm bald erfüllen sollte.

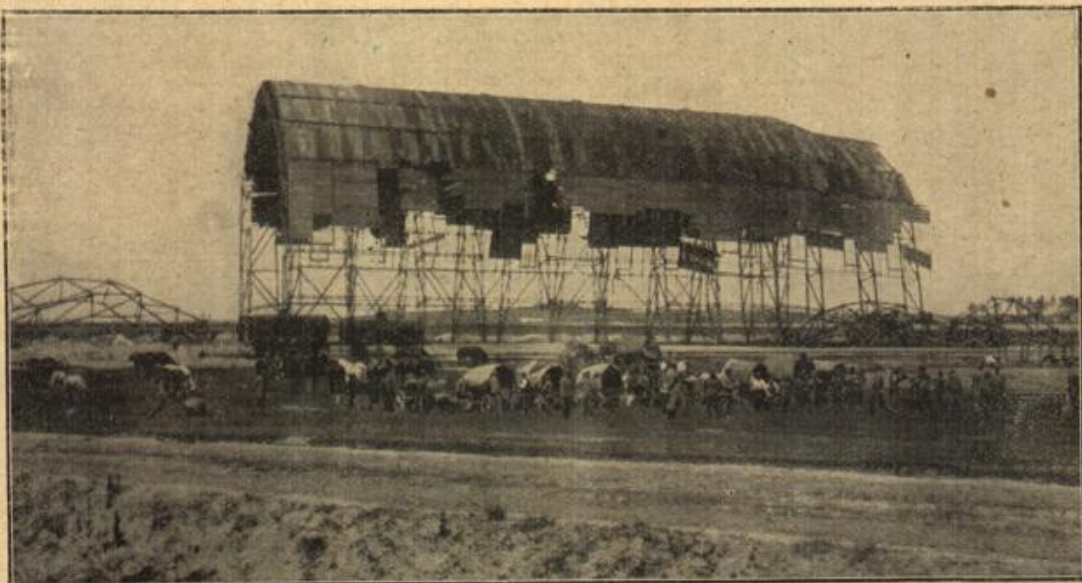
Der Himmel hat allmählich ein Einsehen bekommen, bald erschauen wir weißbedeckte Schneeberge und Wolken, nichts als weiße Wolken. Auch die Fahrt gestaltete sich immer reizvoller.

Namentlich die Strecke den Isongo entlang mit seinen tiefen unterspülten Felsenschnitten, seinem gekrümmten Laufe und seinem hellbläulichen Wasser bietet ständig neue Reize. Für den verregneten Reiseanfänger sollten wir am gleichen Tage noch köstlich entschädigt werden.

Triest mußte bald in die Nähe kommen. Die Abenddämmerung ist bereits dem Dunkel der Nacht gewichen. Am Himmel blinken vereinzelt einige Sternlein. Wir stehen an einem Gangfenster unseres Wagens. Der Zug, der sich lange Zeit mühselig keuchend durch das Karstgebirge geschleppt hat, eilt talabwärts Triest, seinem Endziele zu. Ein Tunnel wechselt mit dem anderen. Wir fahren immer noch in stattlicher Bergeshöhe. Ein langanhaltender Tunnel stellt unsere Geduld auf die Probe. Da mit einem Male rauschen wir aus dem Tunnel hinaus und vor uns liegt zu unseren Füßen in einem Gefunke von vielen Tausenden von Lichtern Triest mit seinem Hafen. Auf den zahlreichen Molis, auf den Wellenbrechern, am Hafenstrande, in den Straßen der Stadt, auf den umliegenden Hügeln, überall Lichter, nichts als Lichter. Dazwischen hinein flackern die farbigen Lampen der Leuchttürme auf. Und dann die hellerleuchteten Dampfer, teils im Hafen, teils draußen auf dem Meere. Es ist ein unbeschreiblich schöner Anblick. Wie ein Schwarm von Glühwürmchen leuchtet das Meeresgestade und die Stadt. Nur einmal in meinem Leben habe ich ein solches Lichtermeer in solch plötzlicher Ueberraschung in seiner vollen Schönheit empfunden. Unwillkürlich schweifte meine Phantasie zurück in die ersten Zeiten der Kindheit, wo wir Kinder in dem nur trübe beleuchteten Stübchen unseres Großvaters in zerstreutem Beten auf das Glöcklein warteten, das uns in das lichtdurchflutete Weihnachtszimmer stürzen lassen sollte, wo ein Christbaum mit vielen bren-

nenben stehen, ein Kindestrahlen im Wintermunde uns empfing, von der Hülle des Lichtes gebendet. In diese Kindheitseindrücke erinnerte mich der läche Wechsel zwischen der bunten Lichterfahrt und dem glänzenden Lichtermeere im Hafen von Triest.

Die Bage von Triest ist nicht ganz so reizvoll wie jene von Genua. In Genua schiebt sich das Gebirge viel schroffer und steiler an das Meer hinaus vor. Daher ist Triest etwas breiter gelagert als die italienische Handelsstadt. Aber der Gesamteindruck ist doch herrlich. Wenn man vom hochgelegenen Dom San Giusto aus den Blick über den Golf von Triest gleiten läßt, so erkennt man sehr rasch die große Bedeutung der Stadt als Hafen- und Handelsplatz. Ein Wald von Masten und qualmenden Dampferchloten farrt unserem Auge entgegen. Tausende von Fischerbooten mit weißen, gelben, roten Segeln lauter farbige Punkte in dem entzündenden Gemälde. Dazu die großen vornehmen Dampfer, die nach Afrika, Asien und Amerika fahren, den einen zur Lust und Augenweide, den anderen auf den Auswandererschiffen zum Herzeleide, da sie die alte Heimat verlieren und nicht wissen, wo sie eine neue finden. An den zahlreichen Molis erschaute das Auge zahlreiche Leuchttürme, deren einer bis zu 33 Meter emporragt, und zahlreiche Hafengebäude, Umladegebäude usw. Von der Ferne drüben grüßt Miramar herüber, das weiße Schloß am Meer, ein zu Stein gewordener Märchentraum, eine der schönsten Parkanlagen der Welt. Unser Blick schweift über das Meer in die blaue Adria hinaus und ist schier geblendet von dem großen glänzenden Spiegel des Meeres, mit dem die Sonnenstrahlen ihr buntfarbiges Spiel treiben.



Die große Luftschiffhalle, welche die Russen bei Lemberg erbauten und dann selbst wieder zerstörten.

Die Stadt selbst mit ihren prachtvollen Hotelbauten am Hafen, ihren großen Plätzen, ihren sauberen, mit großen Steinplatten gepflasterten Straßen, mit ihren Spaziergängen den Molis entlang und ihren rebenbekränzten, obstreichen Hügeln und Bergabhängen soll uns nicht weiter fesseln. Auch fehlt es an kunstreichen, hervorragenden kirchlichen Bauten wie in Mailand oder Genua. Eine hübsche Sehenswürdigkeit ist die Kirche San Antonio nuovo, deren Portal unmittelbar mit dem Meere verbunden ist, indem der Canal grande von der Keede her tief in das Stadttinnere hineindringt und vor dieser Kirche mündet. Zahlreiche kleinere Segelschiffe füllen diese Wasserzunge fast ganz aus. Still liegen sie im ruhigen Hafen. Es ist ja heute Palmsonntag. An den Türen von San Antonio nuovo halten schmucke Dirnen Palmzweige feil, die natürlich mit irgend einem Bildchen oder mit roten, blauen, grünen Papierscheischen versehen sind, denn wo der Südländer Farben anbringen kann, da läßt er sich diese Gelegenheit nicht entgehen.

An unser Ohr dringen italienische oder slowenische, kroatische Laute. Die deutsche Sprache wird zwar wohl verstanden, aber nur widerwillig in den Mund genommen. Sind wir ja doch im Hauptherde der irredentistischen Bewegung an der österreichischen Adria.

Die von Triest aus leicht erreichbare berühmte Adelsberger Grotte hat seit einiger Zeit ihre Berühmtheit mit der Riesengrotte bei Opicina teilen müssen. Wir fahren von Triest aus mit der Zahnradbahn einen steilen Berg hinan, durch grüne Gärten hindurch. Von Minute zu Minute steigert sich die Fernsicht über das Panorama von Triest und auf das Meer hinaus. Bald biegt unsere Bahn landeinwärts, vom Meere ist nichts mehr zu sehen. Ein einständiger Fußweg führt uns zu der Grotte.

haben können die Beschaffenheit vom Charakter einer Karstlandschaft erringt. Das hier gütige liegende Gepräge der Boden-  
 gestaltung ist typisch für die ganze dalmatinische Küste bis nach  
 Montenegro hinunter. Von Salzburg her läuft das Dinarische  
 Karstgebirge, ein breites, stark zerklüftetes Karstgebirge bis in  
 die Nähe des Stutariensees. Es ist doch zu merkwürdig, daß die  
 italienische Ostküste von Ravenna bis Brindisi buchtenarm und  
 glatt verläuft, wie wenn der Schöpfer auf dieser Seite der  
 Adria das Land wie einen Papierbogen mit der Schere vom  
 Meere abgeschnitten, während er auf der dalmatinischen Seite  
 drüben an recht vielen kleinen Inseln und Küstenzerklüftungen seine  
 besondere Freude gehabt hätte. Diese Zerrissenheit rührt her  
 von einer Senkung des ganzen Gebirgslaufes gegen das Adriatische  
 Meer hin, wodurch zahlreiche Einbrüche und Inselbildungen  
 entstanden sind. Der Karststein ist leicht löslich und läßt das Wasser  
 in die Tiefe sickern, so daß der Karst trotz reichlicher Niederschläge  
 wasserarm ist. Es liegt auf der Hand, daß der Karst infolge dieser  
 Eigenschaften auch vegetationsfeindlich ist. Diese große Karst-  
 wüste von Triest bis hinunter nach Cetinje ist ein unfruchtbares  
 Stück Erde, das nur in seinen Mulden anbaufähiges Erdreich aus  
 Mergel, Sandstein und rotem Lehm besitzt, welches letzteres aus  
 der Auflösung des Karststeins übrig bleibt und sehr fruchtbar ist.  
 Abgesehen von der Fruchtbarkeit bringt dieser rote Lehm ein  
 sehr belebendes farbenreiches Moment in den Landschaftscharakter,  
 indem die frisch angebauten Flächen im Frühjahr mit ihrer rot-  
 schimmernden Farbe den Boden gleichsam bemalen, ein Anblick,  
 etwa unsern hell-  
 grünen Saatzfeldern im  
 Frühling oder den gel-  
 ben Stoppelfeldern im  
 Herbst vergleichbar,  
 die ja ebenfalls von der  
 übrigen Natur durch  
 ihr malerisches Aus-  
 sehen abstecken. In  
 der Nähe von Zara  
 sowohl wie auf dem  
 Triester Karst und auf  
 dem Wege nach den  
 Kerkafällen sah ich  
 solche frisch angelegte Fel-  
 der, die so farbig und  
 saftig dalagen, daß man  
 ihnen die künftige reiche  
 Ernte wohl voraus-  
 sagen konnte.

Für das Auge kommt  
 bei der Beobachtung  
 dieser Humusschichten  
 noch ein Schönheits-  
 moment hinzu. Es ist  
 nämlich eine in ganz  
 Dalmatien anzutref-  
 fende Erscheinung, daß  
 diese in der Regel klei-  
 nen Bodenausschnitte  
 ringsum in ovaler oder  
 kreisförmiger Form mit  
 ziemlich hohen starken Steinmauern eingerahmt sind. Wo ein  
 Flecken Erdboden eine landwirtschaftliche Nutzung verspricht,  
 da haben die Bewohner alle Steine und Blöcke mühsam heraus-  
 gehaubt und ringsherum zu einer mehr oder minder kunstfertigen  
 Mauer aufgeschichtet. Diese der Karstwüste abgerundeten Boden-  
 kulturen werden Dolinen oder bei größeren Flächen Poljen ge-  
 nannt. Sie schauen namentlich frisch gegraben oder im sanften  
 Grün der eingesäten Frucht reizend aus, wobei fast immer der  
 eine oder andere grünblättrige Feigenbaum über die Umfassungs-  
 mauern herausragt. Man stelle sich ein Berggelände in der weiß-  
 grauen Farbe der Karstformation vor, das von vielen, vielen solchen  
 Dolinen unterbrochen wird, die wie kleine grüne Inselchen sich  
 vom monotonen Bergesgrau abheben, und man hat ein echtes  
 dalmatinisches Landschafts- und Landwirtschaftsbild vor Augen.  
 Dazwischen hinein denke man sich malerisch gekleidete kroatische  
 Bauern und Bäuerinnen, die auf ihren Eseln zu ihren Dolinen  
 mit der Hacke auf dem Rücken hinausgeritten sind — die Bauern  
 fleißig arbeitend, die Eselchen Nahrung suchend, sehen drein-  
 blickende Wüchsen oder Mädchen die Schafe oder Ziegen hütend,  
 das Ganze übergossen von heißem Sonnenschein, und die Phant-  
 asie hat Nahrung genug, sich diese oft geschauten Bilder aus-  
 malen zu können.

Wenn man diese baumarmen Inseln und Karstlandschaften  
 in ihrer sehr oft völligen Vegetationslosigkeit und Unfruchtbarkeit  
 vom Meere aus oder auf Fahrten auf den Landstraßen erblickt,  
 da möchte sich einem das Herz zusammenkrampfen über die  
 Gäßigkeit und die Sorglosigkeit der Menschen, welche an dieser  
 Bodengestaltung selbst schuld sind. Der Karst ist von Natur aus  
 ein ausgesprochenes Waldgebiet, das sich z. B. in Albanien noch  
 in reichen Beständen erhalten hat. Viele Teile des Karstes sind



Dr. Heinrich Vollmar †,  
 der frühere katholische Erzbischof.

...der Karst ist von Natur aus ein ausgesprochenes Waldgebiet, das sich z. B. in Albanien noch in reichen Beständen erhalten hat. Viele Teile des Karstes sind

Und doch ist Dalmatien schön und eigenartig in seinen Reizen.  
 Um es kennen zu lernen, genügt eine Fahrt der in s e l r e i c h e n  
 Küste entlang. Hier ist auch in üppigem Maße zu finden,  
 ohne was die Sehnsucht des träumerischen Nordländers den Süden  
 gar nicht vorzuzustellen vermag: Lorbeerwälder, Pinien- und  
 Zypressenhaine, Feigen-, Granat-, Del-, Zitronen- und Orange-  
 bäume. Diese Baumflora sind Lieblingskinder des klimatisch  
 milden Meeres, die bereits weiter landeinwärts und in 200 bis  
 300 Meter Meereshöhe fast gänzlich ausgestorben sind, da die  
 Steilheit der Küsten den wohlthuenden Einfluß des Meeres ver-  
 hindert und die kalte Bora auf den kahlen Gebirgszügen auch  
 keine Freundin der subtropischen Vegetation ist.

Bei der Eigenart der dalmatinischen Landschaft war es von  
 Nutzen, diese kleine Beschreibung der natürlichen Verhältnisse  
 in ihren hervorstehenden Charaktereigenschaften einzuschalten.  
 Um nicht viel Zeit mehr zu verlieren, steigen wir nun sofort in  
 die erwähnte Riesengrotte bei Opčina. Wer etwa  
 die prächtigen Tropfsteinhöhlen der fränkischen Schweiz kennt,  
 ist zunächst überrascht, daß es nicht in einen Berg hinein, sondern  
 an einer kleinen, mit Moos und Farnkräutern überzogenen  
 Doffnung tief in die Erde hinuntergeht. Der Besuch der Grotte  
 ist sehr lohnend. Sie ist größer als die Adelsberger Grotte und hat  
 etwa 140 Meter in der Höhe von 250 Meter in der Länge. Un-  
 zählbare herabhängende und in die Höhe strebende Tropfstein-  
 bildungen in den phantasie reichsten Formen treten uns vor  
 Augen. Die Einbildungskraft braucht sich gar nicht anzustrengen,  
 um wirklich prachtvolle, gleichsam gemeißelte Figuren, eine Meisen-  
 palme, eine Madonna mit Kind und andere Dinge sich vor Augen  
 zu zaubern. Unser Pfälzer Professor — der eine mit dem trockenen  
 Wis — klopfte unaufhörlich mit wahren Forscherifer die Stalat-  
 titenwände ab, um klingende Gebilde zu entdecken und ihnen  
 klangvolle Töne zu entlocken, eine Mühe, die ihm dann auch in  
 reichlichem Maße belohnt wird. Die Grotte hat warme Temperatur  
 und ist zum größten Teil weggam gemacht, in die Tiefe führt ein  
 Stufengeländer. Die Beleuchtung besorgt der Führer mit Hilfe  
 eines Acetylenelektrolysenleuchters. (Fortsetzung folgt.)

### Das Reitergrab.

Auf stiller einsamer Heide  
 Liegt einsam ein Reitergrab.  
 Birgt alles, was ich auf Erden  
 Am meisten geliebet hab'.  
 Ich kannte nicht Vater, noch Mutter,  
 Nun ist auch mein Liebster tot.  
 Ich weine vom Abend zum Morgen  
 Die Augen mir heiß und rot.  
 Auf stiller, einsamer Heide  
 Bittern drei Röslein im Wind.  
 O wär' ich doch auch gestorben  
 Ich armes verlassenes Kind. Johanna Weiskirch.

### Unsere Bilder.

Großherzogin Luise von Baden mit ihrer Tochter, der  
 Königin von Schweden, und ihrem Urenkel Prinz Lennart. Die  
 Aufnahme stammt vom jüngsten Besuch der Königin Viktoria  
 von Schweden bei ihrer Mutter, der Großherzogin-Witwe Luise  
 von Baden, in Karlsruhe. Der am 8. Mai 1909 geborene Prinz  
 Lennart, der den Titel eines Herzogs von Smaland führt, ist der  
 Sohn des Prinzen Wilhelm, Herzogs von Södermanland, des  
 zweiten Sohnes des schwedischen Königs.

Seltene Wirkung einer deutschen Granate. Bei der Be-  
 schießung von Neuport durch die Deutschen durchschlug eine  
 Granate eine Mauer, während wunderbarerweise ein dahinter  
 befindliches Kreuzifix vollständig unverfehrt blieb, was die Fran-  
 zosen als ein gutes Zeichen betrachteten. (Wir auch!)

Ein von den Deutschen besetztes Dorf bei Arras, in welchem  
 sich die deutschen Schützengräben durch die Gassen ziehen. Unsere  
 Truppen befanden sich in den Häusern infolge des andauernden  
 Bombardements in Gefahr, während sie in den Schützengräben  
 verhältnismäßig sicher sind. Allerdings gewährten die Gassen des  
 Dorfes mit diesem Labyrinth von Gräben einen eigenartigen  
 Anblick.

Bischof Dr. Vollmar, der im Alter von 76 Jahren verstarb,  
 ist von 1868 an über vier Jahrzehnte lang im Dienste der Militär-  
 seelsorge tätig gewesen. Er nahm als Divisionspfarrer am Kriege  
 von 1870/71 teil und hat später von 1904 bis 1913, wo er in den  
 wohlverdienten Ruhestand trat, die Stellung eines katholischen  
 Feldpropstes der Armee und Marine innegehabt.

## Sprüche.

Eingebildet ist nur der Ungebildete.

Der Stolz, eine edle Leidenschaft, ist nicht blind gegen eigene Fehler, aber der Hochmut ist es.

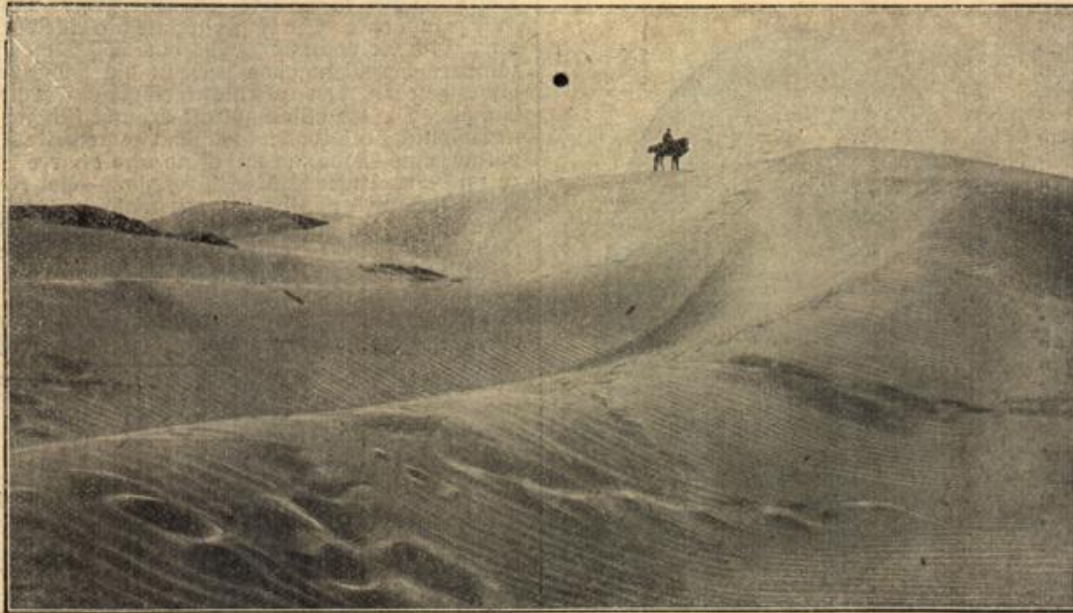
**Wanderdünen in Deutsch-Südwestafrika.** Wir zeigen hier eine der in unseren Kolonien vernachlässigten Wanderdünen, die in dem größten Teil der Kolonie in kolossalen Ausdehnungen vorhanden sind. Ueber diese Wanderdünen hinweg müssen nun die Truppen und Proviant. Man kann sich da eine Vorstellung machen, was für Schwierigkeiten einem Kampf sich auf diesem Terrain entgegenstellen.

**Berühmt gewordene dumme Jungen.** Auffallende Beschränktheit oder auffallende Begabung in der Jugend erlauben keinen sicheren Schluß auf die Leistungen in reiferem Alter. Die Biographien berühmter Männer beweisen dies des öfteren. So zeigte der Forscher Alexander v. Humboldt als Kind im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm eine so geringe Fassungs-gabe, daß sein Lehrer zu der Ueberzeugung kam, er eigne sich nicht zum Studieren. Aber es wurde ihm auf einmal „Licht im Kopfe“. Der berühmte Romanschriftsteller Walter Scott war in der Schule der Schreien aller Lehrer, und

noch auf der Universität Edinburgh prophezeite ihm Professor Delzell, daß er es nie zu etwas bringen würde. Ganz ähnlich erging es Wallenstein, dem Herzog von Friedland, auf der hohen Schule zu Goldberg in Schlesien. Ihm sprach der berühmte Pädagoge Trophendorf auch jede Befähigung ab. Justus v. Liebig sah auf dem letzten Platz und wurde von seinen Mitschülern nur der „dumme Justus“ genannt. Linné, der große Botaniker, galt bei seinen Lehrern für so wenig begabt, daß sie über den Mangel an Fähigkeiten den Kopf schüttelten. Sein Vater beschloß deshalb, ihn Schuhmacher werden zu lassen, und schon beschäftigte sich der Junge mit Pflanz und Anteriem, als ein seinem Vater befreundeter Arzt die eigentümliche Begabung des Jungen entdeckte und veranlaßte, daß Linné sich dem Studium der Naturwissenschaften widmen durfte. Auch der Gründer der Vorsigwerke, Johann Vorsig, der sich als Sohn eines Zimmermanns in Breslau aus kümmerlichen Anfängen durch eigene Kraft zu einem Großindustriellen von Bedeutung emporgeschwungen, konnte als Zögling des Gewerbeinstituts in Berlin der straffen Lehrmethode seines Lehrers Deuth wenig Geschmack abgewinnen und daher auch keine

Vorbeeren erringen. Deuth hatte ihm sogar zu verstehen gegeben, daß er von ihm als Techniker wenig erwarte, und ihm geraten, eine andere Laufbahn einzuschlagen. Später machte Deuth oft mit Zöglingen des Gewerbeinstituts einen Kundgang durch die Vorsig'sche Fabrik, um die Musteranstalt zu zeigen. Mit Vergnügen konnte Vorsig feststellen, daß der Mann, der ihm gesagt hatte, er solle Schuster werden, seinen Jungen nun sein Lebenswerk vorsehrte.

**Reichsbankpräsident Havenstein als Dichter.** Die erfolgreiche Goldsammlung an der Volksschule in Pleß gab den Schulkindern Anlaß, an den deutschen Reichsbankpräsidenten Havenstein ein auf den Goldsuchs bezügliches Gedicht zu senden. Als Antwort darauf schickte Havenstein ein Postpaket mit Schokoladen-Zwanzigmarkstücken und seine Photographie mit folgender Begleitschrift:



Wanderdünen in Deutsch-Südwestafrika.

Habt Dank, ihr Jungen und Mädels,  
Daß ihr mir helfen wollt,  
Mit diesem Handgeld nehm' ich  
Euch gern in meinen Sold.

Ihr reißt euch an den Kämpfern,  
Die draußen in Waffen und Wehr  
Für unser Vaterland ringen —  
Glückauf, mein kleines Heer!

Wie sich für dieses Ringen  
Das Gold dem Eisen gefellt,  
Zeigt, daß auch deutsche Jugend  
Mit Männern Wache hält.

Holt nur heraus die Füchse  
Die Füchse von lauterem Gold!  
Ihr jagt damit die Wölfe,  
Die uns ans Leben gewollt.

Mit herzlichem Gruß an Euch und Eure Lehrer.

Havenstein.

**Eine kommunale Junggefellenssteuer.** Eine Steuer auf unverheiratete Personen beiderlei Geschlechts wurde in der Stadt Reichenbach im Vogtlande eingeführt. Unverheiratete Personen über 28 Jahre müssen bei einem Einkommen von 1400 bis 2200 Mk. 5 Prozent, bei 4000 Mk. 10 Prozent, bei 10 000 Mk. Einkommen

15 Prozent und bei einem höheren Einkommen 20 Prozent Zuschlag zur Einkommensteuer entrichten. Befreit von diesem Zuschlag sind die Personen, die bei einem Einkommen bis 4000 Mk. für unterstützungsbedürftige Verwandte zu sorgen haben. Die Besteuerung verwitweter Personen wurde abgelehnt.

**Schmeichelhaft.** A.: „Ich hatte schon als Kind Talent zum Dichten!“ A.: „Mein Gott, warum hat man da nicht rechtzeitig vorgebeugt?“

**Entsprechende Liebe.** „Der Assessor liebt seine Braut wirklich abgöttisch.“ — „Sie hat ja auch ein Heiden-Geld.“

**Zur Erwägung.** „Herr Leutnant, möchten Sie auf unserm Kostümfest nicht bei den lebenden Bildern mitwirken?“ — „Gern, Gnädigste; aber werden dann die beteiligten jungen Damen nicht die nötige Ruhe verlieren?“

**Schwer zufried-**

**den zu stellen.** Gattin: „Sage 'mal, Karl, wenn ich sterben würde, würdest du dich wieder verheiraten?“ Gatte: „Nein, natürlich nicht; so etwas würde mir nie in den Sinn kommen.“ Gattin: „So! Also nicht!“ Du stundest die Ehe also unangenehm! Es tut dir gewiß leid, daß du mich geheiratet hast? D pfui!“

Gatte: „Aber Kind, du verstehst mich nicht; gewiß würde ich mich wieder verheiraten!“ Gattin (noch ärgerlicher): „Du hast es ja fürchterlich eilig! Vielleicht möchtest du, daß ich schon jetzt

sterbe? Pfui, schäme dich!“

## Rätsel.

Auf mir ruht der Müde von des Tages Last;  
Unter mir vom Leben hält der Pilger  
Raß,  
Bis der große Morgen weckt den Schläfer  
auf,  
Daß er neu beginne seinen bessern Lauf. —  
Lehr' mich um, so zeig' ich dir das  
Häuschen klein,  
Wo du, Pilger, einstmals wirst gebettet  
sein.  
Siehst du mich im Frühling frisch und grün  
erblüht,  
Denke, daß die Stunden rasch vorüber  
flieh'n.  
Denn gar schnell ich welke und ein Bild  
dir bin,  
Daß zum Himmel richte sich dein ird'scher  
Sinn.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**

Stugel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneh (Rühr). Gedruckt u. herausgegeben von Kredehnel & Koenen. Gf. n. (Rühr).